

JESSICA MITFORD

HUNNEN
und
REBELLEN

Meine Familie
und das
20. Jahrhundert

Aus dem Englischen und mit
einem Nachwort und Anmerkungen
von Joachim Kalka

BERENBERG

Für Constancia Romilly
(»the donk«)

PROLOG

Familienerinnerungen haben eine fast universelle Faszination. In den meisten Häusern findet man – auf dem Dachboden oder ganz oben in irgendeinem Regal – aufgereichte Babyschühchen, den preisgekrönten Aufsatz des großen Bruders in der Schulzeitschrift, Schwesters Hochzeitsschleier, vergilbte Telegramme mit Glückwünschen aus diesem, jenem und noch einem anderen Anlass. Die meisten Häuser tragen auch die Narben, mit denen die Bewohner sie gezeichnet haben – die immer noch sichtbaren Einschüsse von Luftgewehren, abgefeuert von kindlich unsicherer Hand, das Loch, das der Kamint Teppich hinnehmen musste, als eine Party allzu lustig wurde.

Hat man einmal das mittlere Alter erreicht, sind diese Trophäen wieder von großem Interesse, denn sie bringen einem mit bestürzender Deutlichkeit vergessene Ereignisse zurück, Erinnerungen, die unter einem Gebirge von Aber-tausenden vergangener Tage vollkommen verschüttet lagen. Als ich das Haus meiner Mutter im Jahre 1955 zuerst wieder aufsuchte, mit achtunddreißig, nach einer Abwesenheit von neunzehn Jahren, geriet ich auch unter den Bann der Vergangenheit. Deren greifbare Hinweise sind allerdings, das stimmt schon, von etwas anderer Art, als man sie im durchschnittlichen englischen Heim findet.

An den Fenstern, immer noch sichtbar, sind Hakenkreuze mit einem Diamantring in die Scheiben geritzt, und für jedes Hakenkreuz ein sorgfältig ausgeführtes Hammer-und-Sichel-Emblem. Meine Schwester Unity und ich haben diese Symbole dort eingekratzt, als wir Kinder waren. An den Wänden hängen gerahmte Bilder und Gedichte, die Unity gemacht hat, als sie noch ganz klein war – eigenartige, phantasievolle, interessante Arbeiten, manche in winzigem Format mit mikroskopischem Detail, manche riesenhaft und prachtvoll. Der Honnen-Wandschrank, wo Debo und ich den größten Teil unserer Zeit verbrachten, hat immer noch denselben charakteristisch muffigen Geruch und enthält die zauberische Verheißung einer privaten Zone, die den Erwachsenen vollkommen entrückt ist.

Es steht Familienliteratur im Regal im Wohnzimmer: die Memoiren von Lord Redesdale, Großvaters bedrückend umfangreiche Autobiographie; *Schriften eines Rebellen*, ein Privatdruck von Onkel Geoff mit seinen Briefen an die *Times*; Esmond Romillys *Out of Bounds* und *Boadilla*; ein paar Bücher von Sir Oswald Mosley; ein beeindruckendes Fach mit den Büchern von Nancy, auf Englisch und in Übersetzungen.

Am faszinierendsten sind die vielen Klebealben meiner Mutter, Dutzende von großen Folianten, alle sorgfältig nach einem bestimmten Prinzip geordnet, entweder thematisch oder nach Epochen. Eines ist ganz den Zeitungsausschnitten über die Familie gewidmet: »Wenn ich ›Tochter eines Peers‹ in einer Schlagzeile lese«, sagte sie einmal etwas melancholisch, »dann weiß ich gleich: Es geht um eines von euch Kindern.« Ein anderer Band enthält eine Sammlung von Hochzeitsfotos ihrer Kinder. Dianas Hochzeit mit Bryan

Guinness, die bei weitem opulenteste Feier, nimmt mehr als die Hälfte des Buches ein, und die Sepiafotos sind so groß, dass sie kaum auf die immensen Seiten des Buches passen. Eine Pose folgt der anderen, Diana von ganz nahe, Diana neben dem Kamin stehend, Diana von vorne, Diana im halben Profil, immer mit demselben bräutlich-reinen Ausdruck. Dann kommt Nancys Hochzeit mit zehn kleinen Pagen in weißem Satin, einige wegen der Kälte in Kaschmirstolen eingepackt. Pam und Debo scheinen irgendwie zu kurz gekommen, denn es gibt weit weniger Fotos von ihren Hochzeiten, da Pam auf dem Standesamt geheiratet hat und Debo mitten im Krieg. Irgendwo vergraben in diesem Hochzeitenalbum ist ein ziemlich unscharfer Schnappschuss mit der Beischrift »Deccas Hochzeit«, der meinen Mann und mich zeigt, wie wir mit bewusst herausforderndem Blick auf der Kante eines ungemachten Betts in einem Hotelzimmer sitzen. »Es tut mir leid, kleine D., aber es gab nur das hier, weißt du?«, sagte meine Mutter vorsichtig.

Zurückzublicken entspricht meinem Wesen nicht besonders, aber nachdem ich nun einmal diesen Blick getan habe, schreibe ich auch auf, was ich da sah. Ich sollte wohl an dieser Stelle erwähnen, dass es zwangsläufig einige Ungenauigkeiten und Verzerrungen geben wird, wie stets, wenn man sich ganz auf die Erinnerung verlässt; doch für eine Darstellung wie diese gibt es keine anderen Quellen als das eigene, oft unzuverlässige Gedächtnis.

EINS

Die Cotswolds, diese alte, malerische Landschaft voller Geister und Legenden, sind heute Teil der Touristenroute. Hat man Oxford abgehakt, wäre es doch schade, wenn man nicht noch die zwanzig Meilen oder so weiter fahren würde, um ein paar der historischen Dörfer mit den pittoresken Namen zu besehen – Stow-on-the-Wold, Chipping Norton, Minster Lovell, Burford. Die Dörfer selbst haben brav versucht, sich dieser Aufmerksamkeit würdig zu erweisen. Burford ist in der Tat so etwas wie ein kleines Stratford-on-Avon geworden, und seine alten Wirtshäuser sind sorgfältig renoviert und verbinden modernen Komfort mit einer gewissen Tudor-Atmosphäre. Man bekommt sogar Coca-Cola dort, wenn es wohl auch mit Zimmertemperatur serviert wird, und die kleinen Läden sind voller »Andenken an das Historische Burford« mit dem unauffälligen Schriftzug *Made in Japan*.

Aus irgendeinem Grund ist Swinbrook, das nur drei Meilen entfernt liegt, dem Tourismus entronnen und liegt noch genauso da, wie ich es vor über dreißig Jahren gekannt habe. In dem winzigen Dorfpostamt werden immer noch die vier gleichen Süßigkeiten – Toffee, saure Drops, Edinburgh Rock und Butterscotch – in denselben vier großen Kristallglasbehältern im Schaufenster angeboten. Hinten im Laden hängen wie schon seit zwei Generationen zwei gerahmte Drucke

von viktorianischen Schönheiten, die eine eine zarte junge Dame mit goldenem Haar und leuchtend blauen Augen, um die weichen weißen Schultern irgendetwas Präraffaelitisches drapiert, die andere im Kontrast ein neckisch-hübsches Zigeunermädchen, dessen unglaublich dichtes schwarzes Haar in großen runden Locken herabfällt. Als Kind fand ich immer, dass die beiden eine erstaunliche Ähnlichkeit mit Nancy und Diana hätten, meinen älteren Schwestern. Daneben schauen die unnatürlich rosigen und weißen Gesichter von König George V. und Königin Mary immer noch freundlich in die Welt.

Die einzigen anderen öffentlichen Gebäude sind das Schulhaus mit seinem einen großen Raum und die Kirche. Drumherum liegt ein Dutzend kleiner Häuser aus grauem Stein, dicht gedrängt wie Cotswolds-Schafe, ruhig und zeitlos. In der Kirche machen die Reihen der lackierten Sitzbänke – eine davon von meinem Vater nach dem Ersten Weltkrieg infolge einer erfolgreichen Wette beim Grand-National-Rennen gestiftet – immer noch einen recht modernen Eindruck, verglichen mit den mittelalterlichen steinernen Bodenplatten, den Strebepfeilern, Säulen und Bögen. Das Wappen der Redesdales mit dem lakonisch selbstgefälligen Motto »Gott sorget fuer uns«, das über dem Chorgestühl der Familie hängt, sieht immer noch ein wenig zu zeitgenössisch und glänzend aus neben den verwitterten grauen Steindenkmälern einer vormals in Swinbrook ansässigen Familie, deren Grabstatuen vierhundert Jahre lang starr dagelegen haben.

Zwei Meilen vom Dorf den Hügel hinauf steht ein großes rechteckiges graues Gebäude mit drei Geschossen. Sein Stil ist weder modern noch traditionell zu nennen und simuliert

auch keine historische Epoche – es hat eher das utilitaristische Aussehen einer Institution und könnte eine kleine Kaserne sein, ein Mädcheninternat, eine private Irrenanstalt (oder in Amerika ein Country Club). Alle diese Funktionen haben sich in seiner kurzen Geschichte durchaus angedeutet. Es handelt sich um Swinbrook House, das mein Vater für die Bedürfnisse – nach damaliger Auffassung – einer Familie mit sieben Kindern hatte bauen lassen. Wir zogen 1926 dort ein, als ich neun Jahre alt war.

Swinbrook hatte viele Züge einer Festung oder Zitadelle aus dem Mittelalter. Vom Standpunkt der Insassen aus betrachtet war das Haus autonom – in dem Sinne, dass es weder notwendig noch (im Allgemeinen) möglich war, das Gebäude zum Zweck irgendwelcher Aktivitäten des menschlichen Lebens zu verlassen. Ein Schulzimmer mit Gouvernante für die Erziehung, Reitställe und Tennisplatz für den Sport, wir sieben Kinder als Gesellschaft, die Dorfkirche für spirituelle Tröstungen, unsere jeweiligen Schlafräume als Krankenzimmer, selbst wenn Operationen notwendig waren – alles war da, entweder im Hause selbst oder in geringer Entfernung zu Fuß zu erreichen. Von draußen betrachtet war der Zutritt – in dem recht unwahrscheinlichen Fall, dass jemand ihn versucht hätte – für Außenseiter unmöglich. Zu den Außenseitern zählte mein Vater nicht nur Hunnen, Froschfresser, Amerikaner, Schwarze und sämtliche Ausländer, sondern auch Kinder anderer Leute, die Mehrheit der Bekannten meiner älteren Schwestern, nahezu sämtliche jungen Männer – tatsächlich die ganze wimmelnde Bevölkerung des Planeten, ausgenommen ein paar (gewiss nicht alle) unserer Verwandten und einige wenige rotgesichtige, in

Tweed gekleidete Nachbarn, die mein Vater aus irgendeinem Grund schätzte.

Er war auf seine Art frei von »Vorurteilen« im modernen Sinne. Seit den dreißiger Jahren versteht man hierunter die Konzentration eines leidenschaftlichen Hasses auf eine bestimmte Rasse oder einen Glauben – Schwarze, Orientalen, Juden; das Wort »Diskriminierung« ist mittlerweile schon fast ein Synonym für »Vorurteil«. Mein Vater diskriminierte in keiner Weise, tatsächlich war er sich gewöhnlich irgendwelcher Unterschiede zwischen diversen Ausländern gar nicht bewusst. Als eine unserer Cousinen einen Argentinier spanischer Herkunft zum Mann nahm, bemerkte er: »Hat Robin also einen Schwarzen geheiratet.«

Es fand ein unablässiges Tauziehen zwischen »Farve« und Nancy, Pam und Diana statt, den älteren Töchtern, die gerne ihre Freunde eingeladen hätten. Da meine Mutter Besuch ganz gerne hatte, war sie oft ihre Verbündete, und die Schlachten wurden gewonnen. Die Freunde meines Bruders Tom – kräftig gebaute junge Männer mit hellem Haar, die Nancy »die dicken Blonden« nannte – bildeten eine Ausnahme; sie durften immer kommen.

Für die drei jüngeren Kinder, Unity, Debo und mich, galt die Gesellschaft, die wir aneinander hatten, als völlig ausreichend. Von sehr seltenen Besuchen von Cousins und Cousinen abgesehen, wuchsen wir in vollkommener Isolation von Gleichaltrigen auf. Meine Mutter hielt die Anwesenheit weiterer Kinder für unnötig, sie würde uns nur überreizen. Trotzdem hatte es eine Zeit gegeben, da wir bei seltenen Anlässen zu Geburtstagsfeiern oder Ostereiersuchen in die Häuser benachbarter Familien gebracht wurden.

Leseprobe aus:

Jessica Mitford

Hunnen und Rebellen

Meine Familie und das 20. Jahrhundert

Aus dem Englischen und mit einem Nachwort und Anmerkungen
von Joachim Kalka

384 Seiten · Klappenbroschur · 120 × 183 mm

Die deutsche Erstausgabe von »Hunnen und Rebellen. Meine Familie
und das 20. Jahrhundert« erschien 2013 bei Berenberg.

Die Originalausgabe erschien 1960 unter dem Titel »Hons and Rebels«.

© 1960, Jessica Mitford. All rights reserved.

© der deutschen Übersetzung:

2013, 2022 Berenberg Verlag GmbH, Sophienstraße 28/29, 10178 Berlin

Konzeption | Gestaltung: Antje Haack | www.lichten.com

Satz | Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Zimmermanns

Einbandillustration: Antje Haack

Printed in Germany

ISBN 978-3-949203-43-5

Auch als E-Book:

eISBN 978-3-949203-57-2



BERENBERG